Die Wahrheit

Wochenschrift für den deutschen Aufbau

Beilage zum „Posener Tageblatt"

14. Folge

5. August 1934

Hindenburg

Wenn ein Mensch, der uns besonders nahesteht und lieb ist, hinweggeht aus diesem Leben, so vermögen wir es zunächst gar nicht zu fassen, daß eben dieser Mensch nun nicht mehr da sein soll, daß er in diesem Leben niemals mehr zu uns und wir nicht zu ihm kommen werden. Wir nehmen die Tatsache des Todes auf, wir nehmen sie zur Kenntnis, aber wir sind außerstande, uns ihre Tragweite klar zu machen, und behalten irgendwie den Glauben, daß der Tote gar nicht tot ist, sondern wiederkommen wird. Je selbstverständlicher uns dieser Glaube ist, um so näher stand uns der Tote. In diesem Glauben sind schon jenseitige Kräfte enthalten, deren Ursprung wir nicht wissen, die wir aber in unserem Inneren ahnen und die uns die eigentlich religiöse Beziehung geben zu einer überirdischen Welt und die uns hinausheben aus unserer Welt der Erscheinungen mit ihren Fehlern und Unvollkommenheiten. Für den allerdings, der in der Erscheinungswelt Anfang und Ende sieht, gibt es keine Hoffnung nach dem Tode. Wie anders aber die Auffassung vom Tode, die Angelus Silesius (Johann Scheffler) dichterisch in die Worte gekleidet hat: „Ich sage: Weil der Tod allein euch machet frei, daß er das beste Ding aus allen Dingen sei!"

Auch wir können es kaum fassen, daß Hindenburg, der Nationalheld, der gute Geist des deutschen Volkes, nicht mehr ist. Echte, aufrichtige Trauer erfüllt alle Deutschen. Aehnlich tief wie um Hindenburg hat das deutsche Volk nur am Sarge ganz weniger Großer getrauert, so wie Hindenburg hat es nur wenige geehrt: Wilhelm I., Bismarck und in der jüngsten Vergangenheit die Kaiserin Auguste Viktoria. Das Volk trauert so tief nur am Sarge von Menschen, die durch die Größe ihrer Persönlichkeit sich in seinem Herzen einen besonderen Platz, eine große Liebe erworben hat. Nur um die Toten trauert das ganze Volk, die es in Ehrfurcht verehrt hat.

Wenige Tage nur nach dem 36. Jahrestage des Todes eines anderen großen Deutschen Bismarcks, ist der große Feldherr des Weltkrieges, der gütige, liebende Vater des deutschen Volkes nach dem Kriege, dahingegangen. Was Bismarck ersehnt hat, was ihm aber nicht vergönnt wurde, ist bei Hindenburg in Erfüllung gegangen: er ist „in den Sielen" gestorben, ihn hat der Tod mitten aus der Arbeit, mitten aus dem sorgenden Wirken für sein Volk abberufen, dem er mit seinem ganzen Denken, mit seinem ganzen Tun gedient hat. Anders als Bismarck hatte Hindenburg ursprünglich gehofft, im Ruhe und Frieden seinen Lebensabend verbringen zu können. Noch als er in den Krieg ging, hat er diese Hoffnung ausgesprochen. Aber als das Schicksal des verlorenen Krieges über Deutschland hereinbrach, als das deutsche Volk gegen sich selbst zu wüten begann, als es seine eigene ruhmreiche Geschichte verleugnete und beschmutzte, da stellte sich der Feldherr des Weltkrieges dennoch dem deutschen Volke zur Verfügung und einem Staate, der in seinen Grundlagen und seinem demokratisch-republikanischen Aufbau der treuen monarchistisch-hohenzollerschen Ueberzeugung Hindenburgs entgegengesetzt war. Es ist unmöglich, sich die inneren Kämpfe vorzustellen, die damals die Seele dieses großen Mannes erfüllt haben müssen. Das Novemberdeutschland von 1918 trat alles in den Schmutz, was einem vaterlandsliebenden, patriotischen und ehrlich monarchistischen Preußen und Deutschen heilig gewesen ist. Das Novemberdeutschland verriet die deutsche Ehre und winselte um das Erbarmen der Feinde, es warf die Waffen von sich, die das deutsche Volk unter Hindenburgs Führung vier Jahre lang in einem heldenhaften Ringen siegreich geführt hatte. Und dennoch stellte Hindenburg sich in den Dienst dieses Deutschlands. Nein, er stellte sich in den Dienst des deutschen Volkes! Das deutsche Volk war ihm das bleibende, war ihm größer und wichtiger als die vorübergehende Staatsform. Aus Liebe zum deutschen Volke überwand Hindenburg die Abneigung gegen eine Staatsform, die ihm im Innersten zuwider war.

Immer wieder hat Hindenburg seine Sorge um die Einigkeit des deutschen Volkes zum Ausdruck gebracht, immer wieder hat er in mahnenden Worten das deutsche Volk zur Einigkeit gerufen. Er wußte, daß ein in sich zerrissenes Deutschland nicht imstande sein würde, den Gefahren zu begegnen, die ihm zu jeder Stunde von seinen Feinden drohten. Dieser große Mensch hat all sein Wirken der Einigung des deutschen Volkes gewidmet, jede seiner staatsmännischen Handlungen hatte dies eine Ziel im Auge. Auch die Berufung Hitlers am 30. Januar 1933 stand allein unter diesem Gedanken.

Der Ruf zur Einigkeit ergeht nicht minder stark als an das Volk im Mutterlande an die verstreuten, schutzlosen Volksgruppen im Auslande. Wie wollen wir im Kampfe um unser völkisches Dasein bestehen, wenn wir uns gegenseitig befehden und zerfleischen! Den „Furor Teutonicus", der gegen die eigenen Volksgenossen wütet, heißt es . überwinden und die geschlossene Phalanx aller Deutschen wiederherstellen, damit wir allen Prüfungen gewachsen sind, die auch in Zukunft über uns kommen werden! Dieser Ruf zur Einigkeit ergeht an uns. Er ist das verpflichtende Vermächtnis, das der tote alte Herr, der größte Sohn unserer Heimat, uns Deutschen in Polen hinterlassen hat und das wir zu erfüllen haben! Mck.

So starb Bismarck

Aus dem persönlichen Erinnerungen von Hans B. Grube

Am 30. Juli 1898 starb Bismarck. Zur Erinnerung an diesen Tag, geben wir die nachstehenden Erinnerungen wieder, die wir dem „Berliner Lokalanzeigers entnommen.

In der Mitte der letzten Juliwoche brachte mir ein Telegramm die Nachricht von dem bevorstehenden Ende des Fürsten. Ich brach sofort meinen Ferienaufenthalt ab und reiste eilig nach Friedrichsruh. Als ich dort eintraf, erfuhr ich, daß es sich diesmal noch um blinden Alarm handelte. Aber das Befinden des Altreichskanzlers war doch derart, daß ich im Sachsenwalde blieb, um abzuwarten, ob es der kräftigen Natur des Fürsten noch einmal gelingen würde, sich aufzuraffen. Fast schien es so, denn zur Ueberraschung aller seiner Hausgenossen erschien er am Spätnachmittag des 28. Juli bei der Familientafel. Er nahm lebhaft an der Unterhaltung teil, trank etwas Champagner und rauchte nach Tisch zum ersten Male nach längerer Zeit wieder einige Pfeifen. Am Freitag blieb das bessere Befinden unverändert, auch noch am Sonnabend morgen befand sich der Fürst wohl. Er las in den Zeitungen und sprach mit seiner Umgebung über Politik, besonders über russische. Er genoß im Laufe des Vormittags Speise und Trank und beklagte sich dabei scherzhaft über den geringen Zusatz von geistigen Getränken zu dem Wasser, das man ihm reichte.

Dann trat plötzlich eine Verschlimmerung ein. Der Puls stockte wiederholt, und im Laufe des Nachmittags verlor der Fürst häufig das Bewußtsein. In den Abendstunden des Sonnabends nahmen die bedenklichen Erscheinungen zu. Der Tod trat leicht und fast schmerzlos ungefähr mit dem Glockenschlag 11 Uhr abends ein. Geheimrat Schweninger, der erst kurz zuvor in Friedrichsruh eingetroffen war, konnte dem Sterbenden den Tod noch erleichtern. Er entfernte ihm mit dem Taschentuch den Schleim aus dem Munde und erleichterte dadurch dem Fürsten das Atmen. Das letzte Wort, das der Fürst sprach, war an seine Tochter, die Gräfin Marie Rantzau, gerichtet, die ihm den Schweiß von der Stirn getrocknet hatte: „Danke, mein Kind!" An Bismarcks Sterbelager war die fürstliche Familie versammelt und außer den Aerzten, Geheimrat Schweninger und Dr. Chrysander, noch die Baronin Merk.

Die Trauerkunde überraschte die Welt am Sonntag, dem 31. Juli 1898. Extraausgaben aller Zeitungen kündigten dem deutschen Volke den unersetzlichen Verlust, den ihm die vergangene Nacht gebracht: Bismarck ist tot ...! Wer die damalige Zeit miterlebt hat, der weiß, wie groß die allgemeine Trauer um den Dahingeschiedenen war.

In der Frühe des Sonntags, eines prachtvollen Sommertages, führte mich Schweninger in das Sterbezimmer. Der Fürst lag noch genau so wie in dem Augenblick seines Dahinscheidens. Lange stand ich an dem letzten Lager des gefällten Recken, der wie ein friedlich Schlafender dalag. Der Kopf, der auffallend klein erschien, war etwas nach links in die Kissen gedrückt. Die rechte Hand leicht über die Decke gestreckt, hielt eine weiße Rose, die letzte Gabe seiner Tochter Marie. Rechts und links vom Sterbelager standen im Dienstanzug die Wache haltenden Förster.

Als ich dann wieder in den leuchtenden Sonnentag hinaustrat, kam mir mit Allgewalt jener dunkle Märzabend des Jahres 1890 ins Gedächtnis, als ich, inmitten einer kleinen Anzahl treuester Freunde und Verehrer, den „entlassenen" Altreichskanzler nach seiner schwersten Fahrt auf dem Bahnhof des Waldortes empfing. Nach jener dunklen Abendstunde aber sollte der gekränkte Mann noch die Genugtuung erleben, daß sein Werk von seinem Volke wohl verstanden und gewürdigt wurde.

Schloß und Park lagen abgeschlossen für jedermann. Vor dem Parkausgang, wo sonst so viele dem Fürsten Bismarck bei seinen Ausfahrten zugejubelt hatten, standen auch heute viele Männer und Frauen aller Stände, denen tiefe Erschütterung auf dem Antlitz geschrieben stand. Zahlreiche Vertreter großer deutscher und ausländischer Zeitungen waren auf der Postdiele mit der Abfassung und der Aufgabe von Drahtnachrichten beschäftigt oder standen in halblaut geführter Unterhaltung auf der Landstraße vor dem Parktor in Gruppen beisammen. Diese Herren hatten einen schweren, unfruchtbaren Dienst, denn es wurde niemand Einlaß gewährt. Als bekannt wurde, daß zwei Hamburger Photographen die wachthabenden Forstbeamten bestochen und in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli eine Blitzlichtaufnahme des toten Fürsten gemacht hatten, wurde die Absperrung des Bismarckschen Besitztums noch strenger als zuvor.

Am Montag begann man mit der Ausstattung des Sterbezimmers. Das Totenzimmer war überaus einfach hergerichtet, wie es dem Sinn des Entschlafenen entsprach. Der Sarg stand ungefähr auf derselben Stelle, wo früher das Bett des Fürsten gestanden hatte, in dem er seinen letzten Atemzug getan. Koniferen, Buchsbaum und Lorbeer umschlossen das Kopfende des auf nicht sehr hohem Katafalk stehenden Sarges. Zwei kunstvolle zwölfarmige silberne Leuchter standen am Ende des Sarkophags, zu Füßen zwei mächtige Altarkerzen. Unweit des Fußendes war ein winziger, mit schwarzem Stoff bekleideter Altar aufgestellt, auf dem eine alte, stark abgegriffene Bibel lag. Der durch die schwarze Tuchdrapierung nicht bedeckte Teil der hellgrauen, mit Oelfarbe gestrichenen Wände war noch mit dem beziehungsreichen Bilderschmuck bedeckt, mit dem sie der Fürst im Laufe der Jahre versehen hatte. Zwei Oelgemälde, die ihn und seine Johanna in jungen Jahren darstellten, lugten nur zur unteren Hälfte aus dem schwarzen Behang hervor. Ebenso das dazwischen hängende Bild Kaiser Wilhelms I. Darunter hingen Aquarelle, die Partien aus Schönhausen darstellten, wo Bismarck seine erste Kindheit verlebt hatte. An der Schmalwand des Zimmers hing ein alter Plan von Hanau in Kupferstich und eine Lithographie, Hanau und dessen südliche Umgebung aus der Vogelperspektive. Der Sarg trug vier Kränze, die die nächsten Angehörigen des Entschlafenen dort niedergelegt hatten.

Der Kaiser traf auf die Nachricht vom dem Tode des Altreichskanzlers, so schnell er konnte, in Friedrichsruh ein. Seinem Wunsch, den Sarg bis zu seiner Ankunft geöffnet zu lassen, konnte nicht entsprochen werden, da sich bereits am Tage vorher Zeichen der Verwesung bemerkbar gemacht hatten; eine regelrechte Einbalsamierung hatte nicht stattgefunden. Die Aerzte hatten sie allerdings vornehmen wollen, und Dr. Chrysander war am Morgen des 31. Juli sofort nach Hamburg gefahren, um die nötigen Instrumente und Ingredienzien zu beschaffen. Aber da es Sonntag war, fand er alle in Frage kommenden Geschäfte geschlossen. Erst nach längerem, vergeblichem Umherkutschieren in Hamburg bekam er endlich durch Entgegenkommen der Aerzte des Allgemeinen Krankenhauses all das geliehen, was zur Imprägnierung der Leiche erforderlich war. Darüber war so viel Zeit verstrichen, daß die Veränderungen der Blutgefäße schon zu weit fortgeschritten waren. Eine Einspritzung des Imprägnierungsmittels war am Nachmittag des 31. Juli nicht mehr recht möglich. Dies hat man wenigstens als Grund für die entgegen dem ausdrücklichen Wunsch des Kaisers erfolgte schnelle Schließung des Sarges angeführt.

Kaiser Wilhelm II. hatte am Tage nach Bismarcks Tod an den Fürsten Herbert telegraphiert: „Ich werde seiner Hülle in Berlin im Dom an der Seite meiner Vorfahren die letzte Stätte bereiten." Die Familie Bismarck aber konnte den kaiserlichen Wunsch nicht erfüllen. Der alte Fürst hatte letztwillig selbst bestimmt, wo er beigesetzt werden wollte, hatte auch die Grabschrift angeordnet, die lauten sollte:

Fürst von Bismarck
geboren den 1. April 1815 — gestorben den .....
Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I.

Am 16. März 1899 wurden dann Otto von Bismarck und seine treue Lebensgefährtin Johanna in der neuerbauten Grabkapelle im Sachsenwalde, auf der Anhöhe gegenüber dem Friedrichsruher Herrenhause, beigesetzt.

Trägt der Igel Stachel an der Haut,
so ist's recht, sie stehen an guter Statt.
Oefter hab ich falschen Mann geschaut,
der die Stacheln in dem Herzen hat.
Hüte dich vor ihm gar recht,
trau nicht solchem umgekehrten Igel,
der von innen rauh ist wie ein Striegel
und von außen glatt: seis Herr, seis Knecht!

Der Marner (1246—1267).

▪

Wem es nicht ein Genuß ist, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen. Lagarde.

▪

Merket wohl, alle nachdenklichen Gemüter: Das schnellste Roß, daß euch zur Vollkommenheit trägt, ist Leiden. Nichts ist so gallebitter wie Leiden und nichts so honigsüß wie Gelittenhaben. Meister Eckhart.

▪

Man kann die Welt nicht aus den Angeln heben, wohl aber in sich selbst die Gewißheit erringen, ein Mitarbeiter und Mitstreiter der ewigen Weisheit zu sein.

Gottfried Traub.

▪

Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun; und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist.

Nietzsche.

▪

Man sieht die Blume welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt sein. Goethe.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie getan.
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.
Goethe.

Hindenburg-Worte

1. 8. 1896. Ansprache.

Wir sind **alle Arbeiter**, sei es mit dem Degen in der Faust oder dem Hammer und der Kelle in der Hand.
1916. Ansprache im großen Hauptquartier.

Jede praktische Methode, welche dem Zweck dient, Kriege noch seltener zu machen, dadurch, daß man einen Weg des Appells an die Vernunft anstatt an die Waffen erfindet, sollte mit Sympathie begrüßt und unterstützt werden. Aber jede Regierung, welche sich dadurch in volle Sicherheit einwiegen läßt und sich auf die pazifistischen Ideen eines ewigen Friedens auf Erden verläßt und es versäumt, sich auf eine Verteidigung der Existenz, der Ehre ihres Landes vorzubereiten, sündigt schwer an ihrem Volk.
19. 2. 1919. Ansprache in Kolberg (über die letzten Tage in Spaa).

Ich bin ein alter Mann . . . Wenn die Jungen sehen, daß ein so alter Kerl seine Pflicht tut, werden sich doch manche besinnen. Ich bin todmüde, aber ich werde stehen, bis ich umfalle, solange dieser alte Körper noch zu etwas gut ist: für ein Beispiel.
13. 5. 1925. Antrittsrede im Reichspräsidenten-Palais.

Die Anschauungen, wie ich sie in der großen Schule der Pflichterfüllung, dem deutschen Heere, gewonnen habe, sollen auch für meine Friedensarbeit von Nutzen sein. Sie gipfeln in dem Satz, daß **Pflicht vor Recht geht, daß jederzeit, besonders aber in den Tagen der Not, einer für alle und alle für einen stehen müssen.**
22. 3. 1926. Ansprache in der Universität Bonn.

Ich bin durch Alter und Amt berufen, mit den Alten zu leben und zu wirken. Aber hoffen und glauben will ich **mit euch, deutsche Jugend,** die ihr Zukunft und Kraft der Nation seid.
24. 2. 1927. An mehrere Reichstags-Abgeordnete.

Sie sprechen immer von Fraktionen, meine Herren, aber keiner von Ihnen hat bis jetzt das Wort **„Vaterland“** in den Mund genommen.
1. 1. 1928. An das diplomatische Korps (Neujahrsempfang).

Opferwillige Hingabe an das Vaterland schließt den Dienst an der Menschheit nicht aus.
21. 3. 1933. Ansprache beim Staatsakt in Potsdam.

Möge der alte Geist dieser Ruhmesstätte auch das heutige Geschlecht beseelen, möge er uns **freimachen vor Eigensucht und Parteizank und uns in nationaler Selbstbesinnung und seelischer Erneuerung zusammenführen zum Segen eines in sich geeinten, freien, stolzen Deutschlands!**
1. 5. 1933. An die Jugend (Im Lustgarten).

Nur aus Manneszucht und Opfergeist, wie solche sich stets im deutschen Heere bewährt haben, **kann ein Geschlecht erstehen, das der großen Aufgabe, vor welche die Geschichte das deutsche Volk stellen wird, gewachsen ist. Nur wer gehorchen gelernt hat, kann später auch befehlen! Und nur, wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit unseres Volkes hat, kann dessen Zukunft meistern.**

Die Kunst des Schweigens

Die Krone der Schöpfung ist der Mensch; er ist das am meisten entwickelte Geschöpf, das die Erde hervorgebracht hat. Den größten Schritt in dieser Entwicklung macht er mit der Bildung und Ausbildung der Sprache.

Jeder geistige Fortschritt beruht auf der Sprache als dem Mittel, Erfahrungen und Gedanken andern mitzuteilen. Alle Kultur ist auf der Sprache aufgebaut; denn nur dadurch, daß der andere diese Erfahrungen und Gedanken des einen zu wissen bekommt, werden sie erhalten, erweitert und nutzbar gemacht. Das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier ist die Sprache; wenn auch auf Grund der Forschungsergebnisse nicht bezweifelt werden kann, daß ein Tier einem anderen eine bestimmte Mitteilung zu machen fähig ist — für Ameisen und Bienen ist dies durch den Versuch bewiesen, auch weiß jeder, daß der Lockruf der Henne, mit dem sie die Küken ruft, ganz anders klingt als der Warnruf, mit dem sie eine Gefahr ankündigt und die Küken auffordert, sich zu verstecken — so geht doch die größere Erfahrung und damit die größere Klugheit eines Tieres für andere verloren, weil sie nicht mitgeteilt werden können. Zur Weitergabe gehört das Wort, und wie sehr, sehen wir ja an stummen Menschen, wenn sie auf die Gebärde als Mitteilungsmöglichkeit beschränkt sind. So ist die Sprache das höchste Gut der menschlichen Kultur, und deshalb muß es wundernehmen, daß jede Kultur trotzdem die Sprache gegenüber ihrem Nichtgebrauch, dem Schweigen, so eigentümlich einschätzt.

Woher kommt das wohl? Das hängt mit der Tatsache zusammen, daß der Mensch im Verbande der menschlichen Gesellschaft von seinen Eigenschaften oft einen Gebrauch macht, der seinem Mitmenschen unangenehm und schädlich ist. Das Gesetz der menschlichen Gesellschaft sagt: „Du darfst deinen Mitgesellschafter nicht schädigen, wie er dich nicht schädigt,“ und um dieses Gesetz durchzuführen, fügt es das Gebot hinzu: „Du sollst ihn lieben wie dich selbst.“ Die Waffe, mit der der Mensch den andern am leichtesten und deshalb auch am meisten verletzt, ist die Zunge, und deshalb „ist Schweigen Gold“.

Schweigen ist etwas Erhabenes; Altäre sollte man ihm bauen! Schweigen ist die Werkstatt, in der die großen Dinge Gestalt annehmen, bevor sie an das Licht des Tages treten. Wer seine Angelegenheiten schweigend überlegt, seine Sorgen und Verlegenheiten schweigend in sich verarbeitet, wird sich über seine Pflichten viel klarer, als wenn er seine Last in die Oeffentlichkeit trägt. Die Gedanken arbeiten nicht anders als im Schweigen, wie die Tugend nicht anders wirkt als im Geheimen. Mit Recht machten die alten Kulturvölker das Schweigen zu einer Gottheit, denn das ureigentliche Wesen aller Göttlichkeit, aller göttlichen Größe ist das unendliche Schweigen, in dem alles beginnt und alles endet.

Unnötiges Reden, das Zuviel im Reden, das Geschwätz sind der Anfang aller Halbheit und aller Hohlheit, sind ein Boden, der Unkraut trägt. Eine tiefe Weisheit birgt die Regel: „Hüte deine Zunge, denn aus ihr kommt der Strom des Lebens.“ Wie wir Augen haben, damit wir wirklich sehen, so haben wir eine Zunge, daß sie wahrheitsgetreu erzählt, und nicht, daß sie Töne und Geschwätz hervorbringt. Sie soll nicht früher sprechen, bis die Gedanken im Schweigen zur Reife gediehen sind und bis ein vernünftiger Grund sie in Bewegung setzt. Der Mensch ist selbst das Wort, das er spricht; so sei sein Wort ein Spiegel, der ein schönes Bild zeigt.

In den lauten Tagen dieser Zeit ist das Schweigen verehrungswürdiger als je. Der große Mensch ist meist still; die Natur hat uns mehr zur Arbeit bestimmt als zum Sprechen, mehr etwas zu sein und etwas zu tun, als darüber zu reden. Das arteigentümliche Kennzeichen einer guten Leistung ist eine gewisse Unbewußtheit, wie die Gesunden nichts von ihrer Gesundheit wissen, sondern nur die Kranken. Weisheit ist ihrem Wesen nach schweigsam, denn sie kann nur durch zähes Ringen und leidenschaftliches Bemühen erworben werden; erworbenes Weisheitsgut ist ein Geheimnis der Seele und hüllt sich in Schweigen, da bei einer seelischen Berührung Worte unzulänglich bleiben. Auch das Genie ist sich selbst ein Geheimnis und deshalb stumm; der Künstler nennt es daher eine Inspiration oder ein Geschenk Gottes. Reden ist menschlich, schweigen ist göttlich.

Wie im Reden, so muß jedoch auch im Schweigen ein rechtes Maß innegehalten werden; ist das Zuviel an Reden, das Geschwätz, stets ein Fehler, so kann das Schweigen es werden, wenn aus ihm eine Schweigsamkeit hervorgeht, die zur Mundfaulheit wird. Schweigen ist nicht Verschlossenheit, dumpfe und stumpfe Einsilbigkeit. Das echte Schweigen ist der Ausdruck einer vornehmen Gesinnung, einer zarten Rücksichtnahme auf den Mitmenschen, der Ausdruck des hervorragend entwickelten Taktgefühls im Verkehr mit dem Nächsten. Schweigen ist auch ein Ausfluß von Weisheit und Wissen; der Weise und der Wissende kann die Bedeutung des Wortes bewerten, und dieses Können macht ihn zurückhaltend und vorsichtig in seinem Gebrauch. Worte können nicht nur lästig, sondern auch schädlich sein, denn das Wort stirbt nicht. „Wer fängt den Vogel, ist er einmal aus der Hand? Wer bringt das Wort zurück, das einen Hörer fand?“

Schweigen können setzt eine Reihe von Eigenschaften voraus, die den Wert ihres Besitzers für die menschliche Gesellschaft bedeutend erhöhen. Schweigen können beruht auf Bescheidenheit, welche sich zurückhält, beruht auf der Klugheit, welche sich nicht bloßstellt, beruht auf der Gewissenhaftigkeit, welche nicht verletzen will. Damit soll nicht verglichen werden der Aengstliche, der zu keiner Meinung kommen kann, nicht der Uebervorsichtige, der überall Schaden und Nachteil wittert, nicht der Empfindliche, der jedes Wort auf die Goldwaage legt. Das rechte Schweigenkönnen ist nicht nur vornehme Zurückhaltung, sondern verbunden mit der tätigen Anteilnahme am Geschicke des Mitmenschen; es ist nicht nur eine zweckmäßige Forderung der Gesellschaft, sondern ein Stück des Sittengesetzes; das rechte Schweigen ist ein Stück Seelenkultur und ist das immer gewesen.

Dr. G.

Noch einmal der „Landmann“ und Herr Reineke

Das „Landwirtschaftliche Zentralwochenblatt“ veröffentlicht nachstehende Erklärung des Verbandes deutscher Genossenschaften in Polen:

Der „Landmann“ beschäftigt sich in seinen letzten Nummern damit, alte Verleumdungen wieder vorzubringen und fügt neue hinzu. Nach einem Bericht in der Nummer 17 vom 29. Juli hat Herr Reineke am 4. Juli in einer Versammlung in Friedheim u. a. folgendes gesagt:

„Als Herr Reineke auf die vielen Veruntreuungen und Unterschlagungen einging, die die Kunst der Intelligenz unserer bisherigen wirtschaftlichen Führer geleistet hat ... die vielen, auf leichtsinnige Weise verwirtschafteten Millionen hätten genügt, den gesamten Kleingrundbesitz bis zu mehreren Morgen Größe zu entschulden ...“

Dem Verbandsdirektor werden dann die von Herrn Bischoff („Landmann“ Nr. 12) erfundenen Worte in den Mund gelegt: „Dem Ansiedler keinen Groschen, für das Deutschtum habe ich kein Geld.“

Weiter heißt es: „Auch alle Günstlinge des Dr. Swart, die seine Politik, die einem Röhm-Meuterer gleicht, unterstützt haben ....“

Von Herrn v. Saenger heißt es: „Aber die Millionen-Entschädigung, die die Familie v. Saenger erhalten habe, zwang Herrn v. Saenger, sich ins Schlepptau der Interessen des Dr. Swart einspannen zu lassen ...“

Auch in anderen Versammlungen hat Herr Reineke die von ihm bekämpften Herren mit der Röhm-Angelegenheit in Verbindung gebracht.

Unsere Leser werden verstehen, daß wir davon absehen, uns damit zu beschäftigen. Wir begnügen uns damit alle diese Verleumdungen niedriger zu hängen. Sie fallen auf den Verleumder zurück.

Hasenjagd

Eine Anekdote.

Von **Robert Hohlbaum.**

Napoleon war in glänzender Stimmung. Der Fürstentag zu Erfurt hatte der Welt seine Macht deutlicher als je vorher gewiesen, und als nun an der Spitze einer prunkvollen Karossenreihe der Wagen des Kaisers die ostwärts führende Landstraße fuhr, genoß er die Vorfreude des Spaßes, den er seinen Gästen und vor allem sich selbst bieten wollte. Er hätte ihn vielleicht unterlassen, wären diese Preußen demütig gewesen wie die anderen, wie die Könige von Württemberg, Bayern, der Großherzog von Baden. Aber sie sprachen kein Wort, saßen steinern bei der Tafel, verbeugten sich kaum, sie allein hatten einen Schatten auf den prunkenden Triumph dieser Tage geworfen. In Jena hielt der Kaiser, sie verließen die Wagen und stiegen zu Pferde. In seinen Zügen stand ein seltsames Lächeln, als er den Prinzen Wilhelm von Hohenzollern und dessen Adjutanten an seine Seite befahl.

Er wandte sich nach den in verblüfftem Aerger hinterher trabenden F.rsten des Rheinbundes: „Entschuldigen Sie, wir kommen jetzt in eine Landschaft, die für meine preußischen Gäste manche Erinnerung birgt. Da sie außerdem sich durch großen Wildreichtum auszeichnet, wie mir der Herzog von Weimar verriet, so habe ich dieses Terrain für unsere Hasenjagd gewählt.“

Sie ritten weiter. Napoleon hielt. Schärfer grub sich das Lächeln in seine Züge. Die Hand wies in das weitgedehnte Tal: „Eine wohlbekannte Gegend! Erinnern Sie sich, meine Herren?“ Vor den Preußen lag das Schlachtfeld von Jena. Da war Isserstedt, hier Vierzehnheiligen. Hier hatte sich Hohenlohes Angriff verblutet, dort war Rüchels Kavallerieattacke zusammengebrochen. Bild um Bild des Grauens. Nie erlebte feige Flucht. Aufheulende Angst, letzte Versuche der Treuen, die Soldaten kehren die Waffen gegen die Offiziere und bahnen sich den Weg in die Schande. Bild um Bild. Weit aufgerissenen Auges starrt der preußische Prinz in die furchtbare Vision. Der Adjutant rührt heimlich seinen Arm. Nun fühlt er das Lächeln des Feindes, es bohrt sich in sein Herz. Er schließt die Augen. Stumm reitet er weiter. Der Adjutant aber nimmt Napoleons Blick auf.

„Sie haben die Schlacht auch mitgemacht?“ fragt der Kaiser.

Der Adjutant antwortet nicht.

„Ich habe gefragt, ob Sie dabei waren!“

Größer der stumme Blick des Preußen.

„Ah, ich merke, Prinz, Ihr Adjutant hat bei der dreckigen Affäre vor Angst die Sprache verloren! Außerdem scheint er ein Dummkopf zu sein. Nichts Seltenes im preußischen Heer.“

Er winkt wieder die Rheinfürsten zu sich.

„Sehen Sie, da habe ich meine Ansprache an das Corps Lannes gehalten.“

„Ich habe davon gelesen. Wunderbar. Jedes Wort ein Marmorblock,“ rühmt der Bayer.

„Ich werde sie mit Ihrer Erlaubnis, Majestät, drucken und an die Offiziere meines Heeres verteilen lassen,“ schnaufte der dicke Württemberger.

Die hohen Schützen bezogen die Stände.

Wieder, furchtbarer noch, Napoleons Lächeln. Er rief nach den Preußen. „Sie beziehen die Ehrenplätze an meiner Seite!“

Die Jagd hub an. Der Lärm der Treiber füllte das Land. Vor ihnen her strömte die ungeheure Fülle des Wildes. Und den ganzen braunen Strom jagen sie in der Richtung nach dem Stand des Kaisers. Napoleon lacht.

„Erinnern Sie sich, Prinz? Ganz wie damals! Sehen Sie doch diesen Großen! Sieht er nicht aus wie Ihr General Rüchel? Nur ist er mutiger, denn er stürzt mir entgegen, er läuft nicht davon!“

Näher wälzt sich das Heer der Hasen. Nun hält es dicht vor dem Kaiser.

Prinz Wilhelm steht, das Gewehr in den Arm gepreßt, reglos.

Der Adjutant aber erhebt die Flinte und schießt. Der erste Hase überschlägt sich dicht vor des Kaisers Füßen. Der zweite, der dritte.

Napoleon ist blaß geworden, das Lächeln ist aus seinem Gesicht geschwunden.

„Was fällt Ihnen ein, Sie Dummkopf, was machen Sie!“

Mit ein paar Sprüngen rettet er sich hinter einen Baum.

Laut und klar wie ein Kommando klingen die Worte: „Ich schieße preußische Hasen, Sire!“

Verantwortlich für „Die Wahrheit“: **Hans Machatschek.** Druck und Verlag: **Concordia,** Sp. Akc., drukarnia i wydawnictwo Sämtlich in Posen, Zwierzyniecka 6.

Tretet dem Deutschen Einheitsblock bei!